

Süddeutsche Zeitung Magazin

WIR MÜSSEN DRAUSSEN BLEIBEN

Jede Nacht kommen Hunderte Afrikaner mit selbst gebauten Leitern zum Grenzzaun von Melilla, einer spanischen Exklave in Marokko. Ihr Ziel: Europa. Patrick aus Nigeria versucht seit einem Jahr hinüberzuklettern. Von ARIEL HAUPTMEIER / Fotos: HEINRICH VOELKEL

SZ-Magazin Donnerstag, 29.04.2004

Nachts ist der Zaun besonders hässlich. Dann sieht er aus wie ein fahl leuchtender, stachliger Lindwurm, der sich über die Hügel und durch die Täler schlängelt und seinen laternengespickten Schwanz ins Meer hängen lässt. Ein Reptil, das seinen Leib aus Licht und Eisen einmal um die Stadt gelegt hat. Um Melilla, die spanische Exklave auf marokkanischem Grund, den Vorposten der Festung Europa.

Patrick, Ifraim und Digi gehen durch die Nacht. Sie tragen zwei selbst gebaute Leitern. Über Felder und durch leere Dörfer marschieren sie, den Lindwurm neben sich in Sichtweite. Sie gehen zu einer jener Stellen, wo man mit viel Glück über das Ungetüm hinüberklettern kann, direkt auf spanisches Territorium. Hoffentlich klappt es heute, aber das denken sie jede Nacht. Sie gehen dem Zaun entgegen. Ducken sich. Schleichen im Entengang. Je näher sie kommen, desto heller wird es.

Da schrillt eine Trillerpfeife. Die drei werfen sich in den Staub, ein Schutthaufen gibt ihnen Deckung. Sie lauschen in die Dunkelheit; schweres Atmen, irgendwo bellt ein Hund. Wurden sie bereits entdeckt? Auf dieser Seite bewachen marokkanische Gendarmen den Zaun, denen sitzt der Schlagstock locker. Flüstern, spähen, kurzer Kriegsrat. Es geht noch nicht. Rückzug in die Dunkelheit.

Warten. Sekunden. Minuten. Eine viertel Stunde, eine halbe Stunde. Wie viele Nächte haben die drei schon so im Gebüsch gehockt, ver mummt, den Zaun im Blick? Es müssen Hunderte sein. Daheim in Nigeria hat Patrick Jura studiert, jetzt schläft er in einem Verhau aus Plastik und treibt sich nachts vor dem Ungetüm herum. Weil er nach Melilla will. Weil er sich in den Kopf gesetzt hat, nach Europa zu kommen. Und koste es sein Leben.

Stunden später der nächste Versuch. Schleichen, ducken, Entengang. Dieses Mal bleibt der Pfiff aus. Ein Pfad führt zum Zaun, ausgetreten von zahllosen Füßen, die hier jede Nacht entlangtrapsen. Bald ist es so hell, dass man Zeitung lesen könnte. Das Ungeheuer wächst und wächst. Ein Gitterzaun, eine grell erleuchtete Fahrspur, ein zweiter Gitterzaun. Davor, dazwischen, darüber Stacheldrahtrollen. Weiter rechts ein Wachturm, abgedunkelt - ist er besetzt? Es gibt Kameras, es soll Bewegungsmelder geben. Wie soll man da hinüberkommen?

»Jeepman«, flüstert Patrick. Er hat einen Geländewagen der Guardia Civil erspäht, im Halbdunkel auf der anderen Seite. Der steht da und wartet, die Scheinwerfer ausgeschaltet, wartet auf Hunderte von Schattenmenschen, die gerade vor dem sieben Kilometer langen

Süddeutsche Zeitung Magazin

Zaun durch die Büsche schleichen. Die nach Europa wollen, aber nicht nach Europa sollen. Vorsichtiger Rückzug. Der Wagen versperrt den Weg.

Warten. Stunden. Tage. Wochen. Monate. Wie viel Zeit sollen sie hier noch vergeuden? Die Frage nagt an ihnen. An Digi, der Gabelstaplerfahrer war und vor vier Jahren in Nigeria aufgebrochen ist. An Ifraim, der mit seinem Elektrogeschäft Pleite ging und noch mal von vorn anfangen will. Und an Patrick, der davon träumt, in Europa zu Ende zu studieren. Die Strapazen sind groß. Genauso wie der Lohn, der ihnen winkt. Schon die Ankunft in Europa würde sie zu Hause zu angesehenen Männern machen. Ganz zu schweigen von dem Geld, das sie verdienen könnten.

Melilla wurde 1497 erobert. Bis heute ist die Stadt spanisch und zusammen mit dem benachbarten Ceuta das letzte koloniale Relikt des einst riesigen hispanischen Weltreichs. Die Enklaven werden seit langem von Marokko zurückgefordert und sind ständiger Anlass für Zank zwischen beiden Ländern. Irgendwann, Mitte der neunziger Jahre, hatte sich bis nach Kamerun herumgesprochen, dass Europa zwei Filialen in Afrika unterhält. Zehntausende Migranten kamen und stiegen über die ungesicherten Zäune, die die beiden Enklaven damals von Marokko trennten. Bald quollen die Flüchtlingslager über und die EU beschloss, die Städte abzuriegeln.

Die Zäune, 1998 aufgestellt, waren vom ersten Tag an Ziel von Attacken. Besonders jener in Melilla, nur fünf Tagesmärsche von Algerien entfernt, dem Transitland für die meisten afrikanischen Migranten. Sie sind dem Zaun mit Bolzenschneidern zu Leibe gerückt, haben ihn mit Säure traktiert, haben ihn umschwommen, umpaddelt oder untertunnelt. Jedes Mal wurde er ausgebessert und nachgerüstet. Mehr Stacheldraht, mehr Wachtürme, mehr Patrouillen. Für die meisten wurde er zum unüberwindlichen Hindernis; sie vertrauten ihr Leben Schleppern an, die sie in Schlauchbooten über die Straße von Gibraltar brachten. Doch wer die Überfahrt nicht bezahlen kann, wer flink und kräftig ist, probiert es weiterhin am Zaun von Melilla.

Patrick, Ifraim und Digi tragen zwei Paar Bauarbeiterhandschuhe gegen den Stacheldraht, sie haben zwei Leitern, gut fünf Meter lang, stabil, aus leichtem Holz. Die erste Leiter an den ersten Zaun legen, hochklettern, springen; die zweite Leiter an den zweiten Zaun legen, hochklettern, springen; dann laufen, so schnell es geht; schon am nächsten Tag könnten sie als Flüchtling registriert sein, in einem halben Jahr wären sie vielleicht in Madrid - doch so weit sind sie noch nicht. Die Stunden verrinnen. Patrick, Ifraim und Digi hocken im Gebüsch. Warten. Tuscheln. Spähen. Bis irgendwann der Jeep weggefahren ist. Bis sie glauben, dass der Wachturm ein Stück den Hügel hinauf unbesetzt sein könnte. Digi pirscht los, eine Leiter auf der Schulter. Krabbelt eine Böschung hinauf, legt die Leiter an den Zaun, steigt hinauf. Dröhnende Stille schweres Atmen. Patrick reckt den Hals. Gerade will er mit der zweiten Leiter los, da schallt es blechern vom Wachturm hinunter: »Hola, amigo, que pasa?« Was ist los, Freundchen?

»No pasa nada!«, schreit Digi und schwingt eine Faust. Steigt von der Leiter herunter und tritt den Rückzug an. Zurück in die Dunkelheit. Zurück nach Afrika.

Die Nacht ist vorbei. Müdigkeit und Enttäuschung müssen niedergerungen werden. » Alles liegt in Gottes Hand«, macht sich Patrick Mut. » Er will es so. Mit seiner Hilfe bin ich nächste Woche in Melilla.« Fast alle, mit denen er vor einem Jahr hier angekommen ist, sind längst drüben, einige von ihnen sogar schon auf dem Festland. Erst kürzlich hat ihn sein Freund

Süddeutsche Zeitung Magazin

Derek angerufen, der auf einer Hühnerfarm bei Madrid arbeitet. Und hat ihm die absonderlichsten Dinge erzählt. Dass in Europa Mädchen, gerade 18, schon ein eigenes Auto haben. Dass sich die Leute in der Öffentlichkeit küssen. Dass kein Müll auf den Straßen liegt. Wirklich, hat Derek gesagt, Europa ist das Paradies.

Der nächste Tag ist trüb und grau. Ein kalter Wind bläst vom Meer herauf, treibt Tüten vor sich her und rüttelt an den schäbigen Zelten. Aus Zweigen, Kartons und Plastikfolie sind sie gebaut, einige Hundert Meter ziehen sie sich am Waldrand entlang und in den Wald hinein, man sieht nicht, wo sie enden. Hunderte, vielleicht Tausende von jungen Afrikanern leben auf diesem Hügel. Zu ihren Füßen liegt Melilla.

Flugzeuge schweben herein und landen hinter dem Zaun, der tagsüber ganz harmlos aussieht. Vom Lager aus kann man Wohnblöcke erkennen und Autos, am Hafen glänzt ein neues Hochhaus. Daneben, das weiß jeder hier, liegt das Kommissariat, in dem man sich als Flüchtling registrieren lassen muss. Eine Fähre sticht in See, acht Stunden sind es bis Malaga.

Nguruguh nennen die Marokkaner diesen Hügel und die Afrikaner ihr Camp. Es sieht wie ein Flüchtlingslager aus und riecht auch so: nach Holzfeuer und Schweiß, verfaultem Obst und getrockneter Scheiße. Zwischen rostenden Konservendosen sieht man geschmolzenes Plastik, Reste der Razzien der marokkanischen Gendarmerie. Alle zwei Wochen rückt sie im Morgengrauen an, nimmt jene fest, die nicht davongelaufen sind, und brennt das Lager nieder. Einige Tage später steht es dann meist wieder.

An diesem Tag ist zum Glück alles friedlich. Man steht herum und plaudert. Wäscht seine Wäsche und hängt sie zum Trocknen auf die Äste. Zwei Neuankömmlinge bauen eine Leiter. Der Küchendienst rührt in einem riesigen Kessel. Weiter hinten sitzt eine Runde von Männern im Kreis, ständig tagen hier Komitees zu irgendwelchen Themen. Klar: Wo so viele Menschen monate- oder jahrelang aufeinander hocken, braucht es Regeln, man hat sie in einem alten Schulheft notiert - »Verfassung« steht darauf. Es liegt im Zelt von Victor, dem Präsidenten; er steht dem Lagerrat vor, in den jede Nation einen Vertreter entsendet.

Gibt es politische Flüchtlinge in Nguruguh? Schwer zu sagen. Es gibt einige Dealer und Kiffer, vor allem aber sind ganz normale Leute hier versammelt. Die etwas aus ihrem Leben machen wollen und begriffen haben, dass der Umweg über Europa die schnellste Form sozialen Aufstiegs in der Heimat ist. Manche sprechen Spanisch, sie waren schon mal drüben, sind ausgewiesen worden und versuchen es nun zum zweiten Mal. Nur Frauen gibt es nicht im Lager. Denen ist dieses Leben zu strapaziös.

»Kommt, wir gehen in mein Ghetto«, sagt Patrick. Er spricht mit tiefer, ruhiger Stimme. Sein »Ghetto«, das ist sein Zelt, so heißen hier die schäbigen Plastikunterkünfte. Patrick schlägt die Folie am Eingang zur Seite, zieht seine Schuhe aus und kriecht hinein. Der Boden ist mit Kartons ausgelegt, es gibt einige Wolldecken, viel zu dünn für die eisigen Nächte, wenn sie zu fünft hier liegen. Patrick hat Kekse und eine Flasche Cola gekauft, er reicht eine Schüssel mit Wasser zum Händewaschen herum. Dann kreist der einzige Becher mit der Cola, der Wind rüttelt am Zelt, draußen murmeln Stimmen und die Gedanken können schweifen. Welches Land Bush wohl als Nächstes angreift? Verprügeln sich Wrestler eigentlich wirklich? Seid ihr Christen? Mögen weiße Frauen schwarze Männer? Warum will uns Europa nicht?

Süddeutsche Zeitung Magazin

Irgendwie hat sich das Magazin Deutschland in dieses Zelt verirrt, ein Hochglanzheft, mit dem die Bundesregierung für unser schönes Land wirbt; jemand hat es auf einer Müllkippe gefunden. Neben einer zerfledderten Bibel ist es das Einzige, was sie hier zum Lesen haben, immer wieder blättern sie es durch. Wie schön Baden-Württemberg ist, erzählt das Heft, wie viele Fußballstadien für die WM gebaut werden. Deutschland ist ein tolles Land, da sind sich alle einig. Nicht nur wegen des Heftes. So grundsätzlich, vom Gefühl her.

Patrick, 26, erzählt von zu Hause: Sein Vater war Polizist und zeugte mit fünf Frauen 24 Kinder. Er starb, als Patrick 14 war. Später traf Patrick Leute, die aus Europa zurückkamen und reifer, souveräner wirkten als die Daheimgebliebenen. Da gärte es auch in ihm und vor drei Jahren ist er los. In der Sahara war er dabei, als sieben Reisegefährten verdurstet sind, weil sich die Fahrer der Jeeps verirrt hatten. In Marokko hat man ihn elfmal festgenommen und nach Algerien abgeschoben, doch stets kam er zu Fuß zurück. Manchmal schicken ihm Verwandte mit Western Union Geld, oder Freunde, die schon in Europa sind. Doch manchmal hat er tagelang nichts zu essen und muss betteln gehen. Ein Handy hat er trotzdem, um auf der jahrelangen Odyssee nicht verloren zu gehen.

Plötzlich schallen Gesänge durch den Wald. Was ist los? Banju hat es geschafft! Und jetzt wird er gefeiert! Schon vor Tagen ist er über den Zaun geklettert, nun ist er als Flüchtling registriert, eben hat er angerufen. Hurra! Dutzende sind im Freudentaumel. Sie singen und tanzen, stampfen und klatschen, gepriesen sei der Herr! Mit Löffeln schlagen sie einen wilden Rhythmus auf Flaschen und Töpfe, ein glatzköpfiger Pastor verteilt Kekse und Cola. Halleluja, ruft er, Halleluja!

Der Zaun, muss man wissen, ist nur die erste Hürde, danach kommt die Registrierung. Erst wenn man es zu einer ganz bestimmten Polizistin in jenem Kommissariat am Hafen geschafft hat, ist man sicher vor den Häschern der Guardia Civil, der Grenzpolizei. Wer dort einen falschen Namen angibt und sagt, er komme aus einem Bürgerkriegsland wie Sierra Leone, wird, mit etwas Glück, in Spanien geduldet. Doch fast ständig parkt ein Guardia-Civil-Jeep vor dem Kommissariat, um jene abzufangen, die sich durchgeschlagen haben. Und sie achtkantig wieder hinauszubefördern durch ein Tor im Zaun.

Einmal sind wir dort gewesen, im Kommissariat am Hafen. Just in jenem Augenblick huschte ein junger Schwarzer durch die Tür, müde, dreckig, zitternd vor Aufregung. Einer der Polizisten reichte ihm eine Zigarette, der Junge setzte sich auf eine Bank und rauchte, über ihm König Juan Carlos. » Je suis fatigué«, murmelte der Junge in einem fort, ich bin müde. Die Polizistin kam und schrieb ihn ein. Erklärte ihm, wo er einen Schlafplatz bekommen würde, frische Kleider, Essen. Monatlang hatte Europa ihm seine Klauen gezeigt. Jetzt drückte es ihn an seine Brust, widerwillig zwar, doch rechtsstaatlich korrekt.

Während der Junge dasaß und wartete, konnte man sehen, wie er müder und müder wurde. Wie ihm die Anspannung der Monate, der Jahre von den Schultern glitt wie ein alter Mantel. Er würde jetzt mehrere Tage lang fasten, um Gott zu danken. Und er würde tief und fest schlafen, in einem sauberen Bett, ohne Angst vor den Gendarmen. Der Junge schlurfte hinaus auf die Straße, das Papier in seiner Hand wie eine Trophäe. Er war jetzt drinnen.

Es dämmt und in den Zelten des Lagers werden Kerzen angezündet. Der Küchendienst serviert das Abendessen. Es kostet fünfzig Cent pro Tag, entweder gibt es Reis mit Soße oder einen Maisbrei namens Banku, ebenfalls mit Soße. Patrick und seine Mitbewohner sitzen auf

Süddeutsche Zeitung Magazin

dem Boden ihres Ghettos, sie essen gemeinsam aus einem Topf und alle hauen rein, es ist ihre erste Mahlzeit an diesem Tag.

Später kommt Digi dazu, der ehemalige Gabelstaplerfahrer, und führt ein HipHop-Stück auf. Scratcht und quietscht wie eine Rhythmusbox, er hat das mal auf MTV gesehen. Die andern kringeln sich vor Lachen. Dann singt jemand Hello von Lionel Richie. Es folgen afrikanische Gesänge, Gospelsongs und die Hymne der illegalen Einwanderer: »No more Banku«, nie wieder Brei mit Soße. Es ist gemütlich im Zelt. Pfadfinderromantik. Auch sie gehört zur illegalen Einwanderung, genau wie der Dreck, der Hunger, die Kälte.

Victor, der Präsident, steckt seinen Kopf herein und umarmt uns. »Hallo, ihr beiden Deutschen!«, ruft er, »Ich liebe euch!« Er ist beschwipst, meist trinkt er schon nachmittags eine Flasche Pernod. Natürlich stammt Victor aus Nigeria, dem bevölkerungsreichsten afrikanischen Land. Auch Patrick wird vom Präsidenten mit einem freundlichen Klaps bedacht. Dabei sind beide kürzlich aneinander geraten. Denn Patrick und einige andere hatten eine Lagerpartei namens LPU gegründet, was für »Love, Peace, and Unity« stand, Liebe, Frieden, Eintracht. Victor befürchtete eine Palastrevolution, verbot die LPU und bestrafte Patrick: Eine Woche lang durfte er nachts nicht zum Zaun. Es hätte schlimmer kommen können, denn Victor hat diktatorische Vollmachten. Bei Delikten wie Diebstahl hat er mehrfach die Höchststrafe verhängt - den Verweis aus dem Lager.

Dann ist es Mitternacht, die Leitern werden geschultert und in mehreren großen Gruppen gehen Hunderte Afrikaner den Hügel hinab. Patrick, Ifraim und Digi reihen sich ein. Ob sie den Lindwurm heute Nacht besiegen werden?

Hier könnte die Geschichte zu Ende sein, doch sie hat einen Epilog. Ende Februar schickt Patrick eine SMS, etwas Schreckliches sei passiert. Am Telefon erzählt er später, dass die marokkanische Gendarmerie das Feuer auf sie eröffnet und 13 Lagerbewohner erschossen habe. »Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen!«, ruft Patrick immer wieder.

Spanische Journalisten sind der Sache nachgegangen, doch bis heute haben die marokkanischen Behörden den Vorgang nicht bestätigt. Was ist geschehen? Wird das Katz- und-Maus-Spiel nun zu einem Wettkampf auf Leben und Tod?

Anfang April haben wir erneut telefoniert. Ja, sie gehen wieder zum Zaun, hat Patrick erzählt, nachdem sie sich mehrere Wochen lang nicht getraut haben. Und, unglaublich, einmal habe er es fast geschafft! Zu dritt hätten sie im Kommissariat gestanden. Er, Digi, Ifraim. Zuerst sei Digi von der Polizistin registriert worden. Dann Ifraim. Doch dann kam ein Mann von der Guardia Civil herein und nahm ihn mit. Wenig später wurde er durch ein Tor im Zaun bugsirt und war zurück in Afrika.

»Mit Gottes Hilfe schaffe ich es«, sagt Patrick mit seiner ruhigen, tiefen Stimme. Er klingt kein bisschen resigniert. »Vielleicht bin ich schon nächste Woche in Europa.«